

Genehmigtes Protokoll

über die

Landtagsitzung vom 7. Dezember 1914.

Anwesend sind Landesverweser Freiherr von Imhof als Regierungskommissär und alle Abgeordneten mit Ausnahme des Abg. Rind, der geschäftshalber entschuldigt ist.

Der Präsident eröffnet die Sitzung und läßt das Protokoll der letzten Sitzung verlesen.

Abg. Marger verlangt, daß es im Protokoll heißen soll Regelung der Rechtsverhältnisse der Lehrer „an den höhern Bildungsanstalten“ und nicht „an der Landesschule“. Diese Bezeichnung sei in der letzten Sitzung verlangt worden wegen der Sekundarschule in Eschen. Der Präsident ist einverstanden und so wird das Protokoll genehmigt.

Es beginnt nun die 1. Lesung des Finanzgesetzes für 1915. Der Präsident macht darauf aufmerksam, daß jeder Abgeordnete das Recht habe, bei dieser Gelegenheit sein Herz voll und ganz auszuschütten, es können bei jedem Posten Anregungen gemacht, Mängel aufgedeckt und Wünsche vorgebracht werden. Ein gegenseitiger Meinungsaustrausch sei sehr gut. Er ladet ein, vom verfassungsmäßigen Recht reichlich Gebrauch zu machen und fragt an, ob jemand generell über den Landesvoranschlag sprechen wolle. Da niemand sich dazu meldet, eröffnet er die Debatte über die einzelnen Posten des Budgetes. Bevor Eintritt in die Debatte bringt er einen Antrag des Abg. Hoop zur Verlesung und Behandlung. Der Antrag geht dahin, es möge der Landes-tierarzt an einem bestimmten Tag bei der Rheinbrücke in Bendorf sein, damit das Vieh, das man aus der Schweiz bezieht, dort tierärztlich untersucht werde und die Unterländer den weiten Umweg über Schaan vermeiden können. Ebenso soll der Landes-tierarzt ins Unterland kommen, um das auf die Alpe bestimmte Vieh zu untersuchen. Die Kosten für alle diese Funktionen solle das Land übernehmen. Der Antrag ist unterschrieben von den Abgeordneten Hasler, Wohlwend, Marger und Batliner. Abg. Hoop begründet den Antrag näher und hält die Einführung eines solchen Normaltages für das Unterland in Bendorf für billig, da ja fürs Oberland in Schaan und Balzers auch ein solcher Tag bestimmt sei. Fürs Oberland zahle das Land auch Alpsubventionen. Die Unterländer Alpen seien in Borarlberg und deshalb gäbe es noch Kosten genug, da man auch dort noch einen Tierarzt haben müsse. Der Präsident erklärt, es sei eine tierärztliche Kontrolle bei der Vieheinfuhr aus der Schweiz und bei der Alpbestockung notwendig. Er halte es für eine billige Sache, wenn ein solcher Normaltag wie im Oberland so auch in Bendorf fürs Unterland eingeführt werde und zwar auf Landeskosten, ebenso die landestierärztliche Kontrolle bei der Alpfahrt. Er unterstütze den Antrag. Abg. Marger bringt vor, das Verhältnis im Unterland sei eigenartig, es komme vor, daß einige Stück Vieh in diese Alpe, andere gruppenweise in verschiedene Alpen zu ungleicher Zeit geschickt werden müssen, da komme es jedenfalls zu teuer, den Tierarzt auf eigene Kosten extra kommen zu lassen. — Der Antrag wird einstimmig angenommen. Der Herr Reg.-Kommissär fragt an, wann der Normaltag erwünscht wäre. Abg. Marger meint, man könne den Tag vom Landes-tierarzt bestimmen lassen. — Nun beginnt die eigentliche Debatte über das Budget für 1915. Die Landesausgaben für 1915 sind auf 283,258 K festgesetzt. Der Präsident liest jeden einzelnen Posten vor. Administration und Gerichtswesen sind mit 85,832 K präliminiert. Hierzu bemerkt Abg. Brunhart, es möchten beim Posten Amtserfordernisse die allgemeinen Kanzleiauslagen getrennt aufgeführt werden, man habe dann eine bessere Uebersicht. Der Herr Reg.-Kommissär erwidert: Jeden Posten in eine eigene Rubrik zu bringen, wäre zu umständlich. Bei Beheizung, Beleuchtung und Reinigung der Amtslokalitäten gehe es wohl an, es seien die Hauptposten. Abg. Brunhart: Aber die Buchbinderarbeiten? Reg.-Chef: Dieser Posten ist klein, bloß 30 bis 40 K. Sollen die größeren Posten bis zur nächsten Sitzung schon getrennt angeführt werden? Abg. Brunhart: Er meine nur für das nächste Budget. Der Präsident hält es für berechtigt, daß die allgemeinen Kanzleiauslagen, die 7000 K ausmachen, bis zu einem gewissen Grade getrennt angeführt werden. Man könne es bei der nächsten Budgetvorlage tun und die Probe mit der Rechnung machen. Abg. Dr. Beck: Es sei schon vor Jahren eine amtliche Gesetzesammlung angeregt worden, aber bis jetzt sei noch keine erschienen. Die Grundbuchverordnungen sowie mehrere Schulgesetze seien vergriffen, man solle sie neu auflegen, besonders solche, die in der Praxis viel gebraucht werden. Es sei unmöglich, heute diese Gesetze noch zu bekommen. Reg.-Kommissär: Eine vollständige Ausgabe der Gesetze zu veranstalten, sei jetzt schwierig, besonders in Bezug auf ältere Gesetze, die Schulordnung z. B. sei sehr durch neue Gesetze durchschossen. Man könne die Schulgesetze am besten zusammenfassen bei der Regulie-

rung der Lehrerrechtsverhältnisse. Er halte dafür, daß hauptsächlich Gesetze von allgemeinem Interesse und praktischem Werte herausgegeben werden, die Regierung könne es nur begrüßen, wenn das Volk Gesetzeskenntnis habe. Eine Gesetzesammlung bringe auch Auslagen für Druckkosten und Remunerationen an Beamte, diese könnten aber zum Teil wieder eingebracht werden durch den Absatz. Präsident: Ein Sammelwerk unserer Gesetze sei wohl schon ein alter Wunsch, der Vorschlag dazu sei schon vor 15 Jahren gemacht worden. Es hätte sollen von der Regierung jemand damit betraut werden, aber man sei nie dazu gekommen. Er begrüße die Anregung und halte den Standpunkt der Regierung für richtig, wonach kein Sammelwerk, sondern Gesetze von allgemeinem praktischem Interesse herausgegeben werden sollen. Was praktisch sein soll, das Wichtige, Aktuelle herauszufinden, sei schwierig, er wünsche, daß sich jemand finde, der die Sache ausarbeitet. Sparkassestatuten, Flurgesetz, Gemeindegesetze zc. gehören unbedingt hinein, hingegen wäre anderes wie die Strafprozessordnung auszulassen.

Abg. Brunhart wünscht fürs nächste Budget auch die Kosten für Instandhaltung landschaftlicher Gebäude getrennt aufgeführt.

Der Posten Schulwesen ist mit 84,086 K budgetiert. Der Präsident weist darauf hin, daß in diesem Budget dem Wunsche nach Spezialisierung der Kosten entsprochen worden sei. Das Budget habe dadurch an Klarheit gewonnen. Ebenso seien die Interessen aus den Stiftungsfonds speziell angeführt und dadurch übersichtlich geworden. Abg. Brunhart macht die Anregung, es möchten auch die Kosten für Beheizung, Reinhaltung und Lehrmittel der Landesschule getrennt aufgeführt werden. Beim Verkehrs-wesen wünscht Abg. Brunhart, daß in Baduz die Post wieder täglich zweimal zugestellt werde, da jetzt wieder mehr Züge verkehren. Der Reg.-Chef bemerkt, er werde versuchen, ob es möglich sei. Das Postpersonal sei jetzt auch sehr beschränkt. Der Präsident meint, es wäre doch möglich, denn wie er gehört habe, werde in Schaan die Post schon längere Zeit zweimal zugestellt, er unterstütze die Anregung Brunharts und halte dafür, die Regierung solle intervenieren. Abg. Spelt sagt: Bis voriges Jahr hatte der Baduzer Briefbote auch den Triesenberg zu besorgen und dennoch wurde von ihm am Abend die Post in Baduz noch zugestellt. Jetzt bleibe die Mittags- und Nachmittagspost liegen bis zum anderen Tag. Dies sei besonders bei Geschäftsbriefen, die oft schnell beantwortet werden müssen, sehr ungünstig. Er meine, die zweimalige Zustellung wäre nicht so schwierig, da Baduz jetzt einen Briefträger allein habe. Abg. Batliner spricht vom Fahrtenplanübel und sagt, daß der Zug von Buchs in Feldkirch um 5³⁰ Uhr eintreffe, während der Zug nach Innsbruck schon um 5²² Uhr in Feldkirch abfahre, also 16 Minuten früher, man habe also keinen Anschluß nach Innsbruck. Ebenso sollte der Zug, welcher um 7 Uhr früh von Feldkirch nach Buchs fährt, eine halbe Stunde später angelegt werden. Der Reg.-Kommissär erwidert, diese Angelegenheit berühre weniger den Landtag als die Gemeinden des Unterlandes. Die Gemeinden sollen ein Gesuch an die Staatsbahndirektion richten und von der Regierung befürworten lassen. Der Präsident stimmt diesem bei und glaubt, es werde der Anforderung schon entsprochen werden. Abg. Batliner: Der schlechte Anschluß des Zuges nach Innsbruck berühre auch das Oberland. Präsident: Es hat mehr Wirkung, wenn die Gemeinden für die Sache eintreten, eine Hauptsache ist es jedoch, daß die Regierung die Sache kräftig unterstützt. — Zum Posten Sanitätswesen spricht der Präsident folgendes: Es sei schon lange sein Wunsch, daß mit der Zeit im Bande selbst ein Unterkunfts-haus für unheilbare Geistes-kranke errichtet werde. Er stelle heute keinen Antrag, sondern wolle nur darauf aufmerksam machen. Es sei dies schon eine oft angeregte Sache. Schon anfangs der 80er Jahre habe man einen ähnlichen Plan gehabt, man wollte die Anstalt damals mit dem Armenhaus in Schaan verbinden, leider gab man ihm den unglücklichen Namen „Stechenhaus“. Es waren von Seite der Regierung bedeutende Mittel in Aussicht gestellt. Schaan stellte jedoch damals Bedingungen, die nicht annehmbar waren, man wollte den untern Stock zu wirtschaftlichen Zwecken benutzen, sogar zu einer Schnapdbrennerei, und so wurde aus dem Plane nichts. Als dieses Projekt endgültig als verfehlt angesehen werden mußte, gründete 1885 Se. Durchlaucht den Landeswohlthätigkeitsfond. Dieser hat wohl besser gewirkt, als das verfehlt Projekt. Der Präsident habe schon damals gewünscht, daß das Armenwesen verlandschaftlicht und im Oberland und am Gschnersberg je ein Landesarmenhaus und dann ein gemeinsames Waisenhaus gegründet werde. Unterdessen habe man mehrere Gemeindefarmenhäuser gebaut und die Idee sei jetzt endgültig abgetan. Als Arzt sei er öfter in Armenhäuser gekommen und es sei ihm von den Oberinnen geklagt worden, es sei unmöglich, in einem Armenhause die Kinder zu erziehen, wie man sollte. Die Erziehung in Waisenhäusern sei besser. Anfangs der 90er Jahre hätte ein Pfarrer die Absicht gehabt, ein Waisenhaus zu gründen, die Idee sei damals im Landtage vorgebracht worden, aber auch da sei aus verschiedenen Gründen nichts

Landtagssitzung 1914
Dr. Beck
19.12.14

daraus geworden. Der Vertlegeist habe überhand genommen und so seien mehrere Gemeindefarmhäuser errichtet und die Verwaltungskosten dadurch vervielfacht worden. Ein Landeshospital halte er aber auch jetzt für ein Bedürfnis. Es sei dies eine Idee, die doch einmal verwirklicht werden müsse. Wir hätten im Lande schöne, luxuriöse Kirchen gebaut, die viel Geld gekostet haben. Er habe freilich nichts dagegen, aber nach seiner Ansicht wäre es ein Wert christlicher Nächstenliebe, wenn wir auch für unsere Kranken besorgt wären und ein Landeshospital bauen würden. Der Präsident empfiehlt, die Idee eines Krankenhauses in Erwägung zu ziehen. Wenn es kleinen Bezirken der Schweiz möglich gewesen sei, musterhafte Spitälter zu gründen, dann sei es mit Hilfe edler Wohltäter, besonders des Landesfürsten, auch bei uns möglich. Die Sache sei noch nicht spruchreif, aber mit der Zeit soll etwas geschaffen werden. Zum Posten Gemeindefarmwirtschaft wünscht Abg. Brunhart für die Zukunft detaillierte Angaben. Zu den landschaftlichen Pachtgebühren bemerkt der Abg. Sprenger: Die Summe von 1730 K für den Jagdpacht komme ihm sehr mager vor. Wie er sicher wisse, beziehen die Nenziger aus einem kleineren Jagdgebiet 16,000 K. Ein Vorarlberger habe ihm gesagt, er würde für die Jagd auf Triefener Gebiet allein 5000 K zahlen. Für die Fischerei im Lande werden bloß 480 K bezahlt. Soviel habe ein Herr angeboten für die Fischerei in Triefen und Balzers allein. Er wünsche, daß künftig die Jagd und Fischerei öffentlich versteigert werde und daß jeder unbescholtene kautionsfähig. Mann Pächter werden könne. — Abg. Dr. Beck wünscht, daß mehr Wild abgeschossen würde. Man habe versprochen, das Wild abzuschließen, nachdem man den großen Wildschaden im letzten Frühjahr erkannt habe. Es sei aber nicht geschehen. Durch den Abschluß des Wildes käme auch wieder Wildbret zum Verkauf. In Vaduz sei in frühern Jahren mehr als genug verkauft worden und jetzt gar keines. Für Wildschaden sei allerdings viel gezahlt worden, aber oft können solche Schäden nicht genau ermittelt werden. Niemand klage gern wegen Wildschaden, obwohl die österreichische Judikatur auf Schadenersatz ekenne. Er wolle kein Jagdtöter sein, aber mehr Wild abzuschließen, sei notwendig.

Reg.-Kommissär: Was Abg. Sprenger gesagt habe, sei demalsten richtig. Was den Jagdpacht in Bleichenstein betrifft, könne man die Ziffer nicht so genau nehmen, weil der hohe Jagdpächter (Se. Durchlaucht) sonst dem Lande so viele Zuwendungen mache. Bezüglich des Wildabschlusses sei er bemüht, dem Wunsche nachzukommen. Es sei aber zwischen Wild sehen und Wild schießen ein großer Unterschied. Der Hochwildstand sei nicht abnorm groß, auch werde die staatliche Summe von über 1000 K an Wildschäden bezahlt. Wenn die Leute kein Wildbret bekommen, werden eben die Jäger keines bekommen haben. Was man tun könne, geschehe. Man könne den Wildstand des Landes auch nicht völlig ruinieren. Wir seien mit dem kleinen Wildpacht jedenfalls nicht schlecht gefahren. Er halte es nicht für ratsam, jetzt den Jagdpacht zu erhöhen, da der Vertrag noch bis 1921 Geltung habe. Man könne hier nicht allzu scharf vorgehen, die Jagd bringe auch Vorteile dem Lande. Abg. Hoop bemerkt, daß die schädlichen Vögel stark überhand nehmen und großen Schaden anrichten. Die Regierung möchte den Gemeinden bewilligen, daß man durch Vertrauensleute diese Vögel mittels blinder Schüsse verschrecken könne. Der Regierungschef erwidert, er habe nichts dagegen, wenn die Gemeinde bezahle und ein Gesuch einreiche. Das Land tue viel, es habe über 700 K für diesen Zweck ausgegeben, etwa 1400 schädliche Vögel seien vertilgt worden. Abg. Batliner meint, blinde Schüsse abgeben habe keinen Wert, die Vögel sollten geschossen werden.

Abg. Marger unterstützt Batliner. In Eschen habe man drei Flurwächter gehabt, 2 hätten blind geschossen und 1 hätte die Vögel mit einer alten Sense verschreckt. Die Gemeinde hatte damit große Auslagen, täglich 10—12 K. Ein berufener Forstmann habe ihm den Vorschlag gemacht, am besten werde man die schädlichen Vögel los, wenn man sie vergifte, dies sei ganz gut möglich, müßte aber durch Forstleute und mit Vorsicht geschehen. Abg. Beck: Es sei wohl am besten, wenn man schon die Kosten habe, die Vögel durch Schrottschüsse zu vernichten, man könne ja unsere Forstleute damit betrauen. Präsident: Es seien 3 Wege vorgeschlagen worden zur Vertilgung schädlicher Vögel. Am meisten Erfolg habe man, wenn die Vögel durch Ausnehmen von Eiern vertilgt werden. Dies sei sehr wichtig. Den Fischpacht betreffend, bemerke er, daß der Fischzuchtverein nicht gegründet worden sei, um Geschäfte zu machen, sondern den Bestand der Fische, besonders der Forellen, zu heben. Wollte man damit Geschäfte machen, so wäre es mit der Fischerei bald zu Ende. Viel mehr könne man wohl nicht erreichen. Die Kanäle seien ungünstig für die Fische. Man habe in unsern Gewässern 30,000 Stück Brut eingesetzt. Der Pachtbetrag sei allerdings nicht groß. Was die Jagd betreffe, sei der Wunsch der Bevölkerung, daß mehr Wild abgeschossen werde, wohl berechtigt wegen der Wildschäden. Im Vaduzer Gebiet haben die Schälhirsche großen Schaden verursacht, aber die Vaduzer hätten hier vom gesetzlichen Rechte der Schadloshaltung Gebrauch machen sollen, dies wäre kein Affront dem hohen Jagdpächter gegenüber. Die Geschädigten wären gewiß nicht zu kurz gekommen. Auch Jäger geben zu, daß mehr Wild

abgeschossen werden sollte. Ob sich der hohe Preis halten wird, weiß man nicht. Wenn man in der Schweiz vom Patentsystem zum Reviersystem übergeht, wird er sich wohl kaum halten können u. dann wäre auch fraglich, ob der Vorarlberger Jäger in Triefen Wort halten würde und wie lange. Den Jagdpachtvertrag könne man jetzt nicht kündigen. Er habe schon in der Kommission darüber gesprochen, im Plenum wolle er nichts mehr dazu sagen. Die Jagd werde den Landtag beschäftigen, wenn der Pachtvertrag abgelaufen ist.

Bei dem Posten Gewerbesteuer hält der Abg. Dr. Beck eine längere Rede über die Gewerbeordnung. Zunächst liest er seinen Antrag auf Revision derselben vor. Der Antrag ist von 9 Abgeordneten unterstützt. In der Rede selber führte er hauptsächlich folgendes aus: Er wolle jetzt nicht über die einzelnen Punkte der Gewerbeordnung eingehend sprechen, dazu biete sich Gelegenheit, wenn der Antrag behandelt werde, aber er müsse jetzt schon sagen, daß unsere Gewerbeordnung unsern Verhältnissen keineswegs entspreche, sie sei tatsächlich ein Abklatsch der österr. Gewerbeordnung. Es gehe nicht an, daß man bei uns von einem Fabrikanten noch den Befähigungsnachweis verlange, wie es unsere Gewerbeordnung vorschreibe. Wozu soll erst noch ein Händler mit mehreren Jahren Schulpraxis einen Verwendungsnachweis bringen. Sogar Abgeordnete hätten gesagt, die Gewerbeordnung sei nichts wert, obwohl sie dafür stimmten. Man habe bei uns die Einführung der Gewerbeordnung als soziale Tat gepriesen. In Schaam habe er dagegen opponiert. Obwohl er nicht die Absicht hatte, die Gewerbeordnung zu bekämpfen, sei er doch dafür abgetanzelt worden. Jetzt sehe wohl jedermann ein, daß er damals recht gehabt habe. Er erwähne österreichische Schriftsteller, welche die traurigen Resultate der österreichischen Gewerbeordnung hervorheben. Auch führt er den deutschen Nationalökonom Konrad in Halle an, welcher sage, die Gewerbeordnung könne das Gewerbe nicht aus dem Boden herausstampfen, sondern nur in zünftige Bahnen lenken. In Vorarlberg sei die Heimarbeit nicht in der Gewerbeordnung, wohl aber bei uns. In Oesterreich hätte das Herrenhaus nie zugegeben, daß die Heimarbeit in die Gewerbeordnung gekommen wäre. Von unsern Stäckern eine Lehrzeit zu verlangen, sei zu viel. Das Buchdruckergerwebe sei bisher in der Luft geblieben, es gehöre auch unter die Gewerbeordnung. Von einem Befähigungsnachweis in der Buchdruckerei lasse er nichts markten. Auch der Hausierhandel gehöre in die Gewerbeordnung. Wie unsere Gewerbeordnung den Befähigungsnachweis verlange, sei etwas merkwürdig, z. B. beim Wirt, Sticker und Fabrikant. Wie solle bei uns ein Wirt eine Lehrzeit nachweisen. Die Gewerbeordnung wolle den Leuten Verdienst ermöglichen, und daß man keine schlechten Waren bekomme. Aber auch aus Gewerbetreibern stammten schlechte Waren. Vom Ausland könne die Ware kommen, wie sie wolle, nur für unsere Leute stellen wir Schranken auf, Forderung wie Schulentlassung oder Volljährigkeit. Wie in aller Welt könne man sagen, daß einer entsprechen könne, wenn er vor einer Kommission die Prüfung gemacht habe. Redner wisse zwar nicht, wer bei uns prüfe. Wolle man das Gewerbe auf eine höhere Stufe bringen, dann müsse auch technische Zeichen an der Landeschule gelehrt werden, ein Lehrer von dort müsse auch als Wanderlehrer in den Gemeinden Zeichen und Rechnen lehren. Eine Woche Dekompte sei zuviel. Nicht bloß der Arbeiter, auch der Meister solle Strafe zahlen. In unserer Gewerbeordnung sei es auch nicht klar, wer Streitigkeiten entscheiden soll. Es seien da juristische Bedenken. Wo sollen sich unsere Gewerbetreibenden versichern lassen. Generell müsse er beantragen, daß das Land Beiträge leiste zur Krankenversicherung der Gewerbetreibenden. Man könne in Unterhandlung treten mit dem liecht. Krankenkassenverein. Der Staat solle in irgendeiner Form den Gewerbetreibenden unter die Arme greifen. Dies käme auch unsern Leuten im Ausland zugut, wenn unser Land ähnliche Leistungen bringe wie der fremde Staat. Redner wünscht zusammenfassend, daß die Heimarbeit ausgeschaltet, der Befähigungsnachweis gemildert und der Hausierhandel hineingebracht werde. Die Versicherungsorganisation müsse studiert werden, der Wochenlohnabzug sei zu viel und eine eigene Betriebskrankenkasse einzuführen sei nicht gut möglich. Die Gewerbeordnung müsse so revidiert werden, daß sie dem einheimischen Gewerbe voll entsprechen könne. Wer sich von den Gewerbetreibenden früh genug angemeldet habe, sei durchgekommen, wer es aber unterlassen habe und sonst tüchtig sei, habe das Nachsehen.

Abg. Batliner: Der wunde Punkt in der Gewerbeordnung liege beim Zimmermanns- und Maurergewerbe. Er glaube, die Bevölkerung wäre am meisten befriedigt, wenn man Zimmermanns- und Maurerarbeiten, die nicht an eine Konzession gebunden sind, freigeben würde. Reg.-Kommissär: Bei der kommenden Verhandlung über die Revision der Gewerbeordnung werde er auf die Rede des Abg. Dr. Beck näher eingehen. Auf die Anregung Batliners müsse er erwidern, daß er solche Arbeiten wohl nicht ganz freigeben könne. Dann wäre nämlich gar keine behördliche Kontrolle. Es können aber Zimmerleute und Maurer, welche das Gewerbe nicht haben, ein Gesuch an die stl. Regierung richten, das dann gewährt werden wird für beschränkte gewerbliche Arbeiten. Präsident: Der Abg. Dr. Beck hat betreffs der Gewerbeordnung auch juristische Bedenken. Für uns Abgeordnete und das

Volk ist die Hauptfrage, ob sich etwas praktisch bewährt oder nicht. So schlecht ist sie gerade nicht und gute österreichische Gesetze nachzuahmen, ist kein Fehler. Viele österreichische Gesetze haben auch in Deutschland guten Ruf. Dr. Beck hebt nur die negative Seite hervor. Es sind über die österreichische Gewerbeordnung nicht nur schlechte, sondern auch gute Urteile gefallen. Man wird abwarten müssen und sehen, was die praktischen Erfahrungen zeigen. Früher sei jeder Schneider oder Schuster vor der Zeit als Meister aufgetreten und habe dann wirklichen Meistern Konkurrenz gemacht. Er sei auch für Revision, aber ein so grundlegendes Werk könne man nicht sogleich absolvieren. Er wolle aber dem Dr. Beck nicht das Recht absprechen, auf Details einzugehen. Man möge die Sache nicht zu tragisch nehmen, wir seien ein kleines Land und haben doch die Mähte eines Großstaates. Auch seien wir nicht in allen Stücken Tausendkünstler. In Bezug auf den Antrag Dr. Beck's, das Land solle Beiträge leisten zur Krankenversicherung der Gewerbetreibenden, möchte er bemerken, daß man nicht zu große Ansprüche an das Land machen

könne, sonst reiche das Budget nicht, es sei dies eine Sache, die später besprochen werden könne. — Schluß der 1. Lesung des Budgets. —

Abg. Wohlwend stellte hierauf an die Regierung eine Anfrage betreffend die Zensur von Briefen und andern Postfachen durch die österreichischen Behörden in Feldkirch. Die Bevölkerung beschwerte sich über die Zensur, da Bleichenstein ein neutraler Staat sei. Er frage deshalb im Landtage an, weil die Leute dann beruhigt werden, wenn sie von amtlicher Seite erfahren, wie es mit dieser Sache steht.

Regierungschef: Es sei hier nicht gut etwas machen, da wir österreichische Post haben. Wollten wir, daß unsere Briefe aus der Schweiz nicht zensuriert werden, dann müßten in Buchs die Postfachen für Bleichenstein ausgelesen werden, was sehr umständlich wäre, dann hätte aber Oesterreich das Recht, alle unsere Briefe, die nach Oesterreich gehen, zu zensurieren. Eine Zensur hätten wir also doch und da wir mehr mit Oesterreich verkehren, so sei es wohl besser wie es jetzt ist.

Hierauf schloß der Präsident die Sitzung.

Kriegserlebnisse.

(Entnommen aus dem Tagebuch von L. W., Schaun.)

Schon einen Monat hatten wir in Ruhe und Frieden auf dem Land am Meer zugebracht, jeden Tag nehmend, wie Gott ihn sandte, mit Freud und Leid. Und wer hätte nicht glücklich sein sollen bei täglicher Pflichterfüllung? Die Tage gingen ja so schnell dahin und sollte allem bald ein Ende gemacht werden. Der Kriegslärm drang auch bis in unsere Landeseinsamkeit hinein, Furcht und Entsetzen verbreitend. Krieg! Welch' grausame Qualen birgt das Wort für ein liebendes Mutterherz, das seinen Sohn dahinziehen sieht, vielleicht auf Nimmerwiedersehen; für eine Braut, deren Lebensglück zerstört; für eine Schwester, die sich jetzt so unerbittlich getrennt sieht!

Wir gingen gestern abend spät zu Bett, den Herrn erwartend, der ungewöhnlicher Weise so lange ausblieb. So kam es also, daß wir morgens 1/47 Uhr noch im Bett lagen und wir durch heftiges Röcheln an der Türe geweckt wurden. Schnell schlüpfen wir aus den Federn und die Türe unseres gutverriegelten Pavillons öffnend, fanden wir die Köchin mit verweinten Augen draußen auf der Terrasse. „Schlechte Nachrichten?“ fragten Esther und ich wie aus einem Munde. „Ja, der Krieg ist erklärt!“ Hastig zogen wir uns an, neugierig über den Ausgang der Dinge. Also es war schon beschlossen, heute noch abzureisen. Alles wurde zusammengetragen, eingepackt, in aller Eile gegessen und aufgeräumt. Der Wagen war für 1 Uhr bestellt. Alle mit einem Bündel bewaffnet, von den verschiedensten Farben, Plzeunern ähnlich, ich ausgestopft mit ein paar Kleidern, ebenso Esther, stiegen wir in den Wagen. Am Bahnhof angelangt, schlichen wir auf den Perron und erwarteten den Reservisten-Zug, der uns nach Marseille bringen sollte. Ich zitterte an allen Gliedern, als ich den Wagen bestieg. Die Fahrt verlief aber ganz gut. Glücklich kamen wir in Marseille an. Mit Autobus fahren wir in unsere Wohnung. Dort richtete man sich wieder so gut wie möglich ein. Abends kamen noch einige Visiten und endlich spät gingen wir zur Ruhe.

Schweren Herzens erhob man sich vom Lager. Sag doch schon so ein Stwas in der Luft, das einem den sonnenhellen Sommermorgen trüb erscheinen ließ. Den ganzen Tag wurde über meine Abreise hin- und hergesprochen. Sollte man mich verstecken? Abends wurde der zweifelhaften Frage Abhilfe geschaffen; in der Zeitung war zu lesen, daß sich alle Deutschen und Oesterreicher beim Polizeikommissär stellen müssen, andernfalls sie nach Ablauf von drei Tagen als Spione verhaftet würden. — Wer kann sich das Gewimmel vor den Polizeiamtern vorstellen? Auch ich stand unter der glühendsten Sonnenhitze von morgens 8 Uhr bis mittags 3 Uhr. — Endlich, nachdem ich mich todmüde gelaufen und von einem Ende der Stadt in das andere geschickt worden war, kam ich abends 7 1/2 Uhr nach Hause.

Am 5. August früh morgens vor 7 Uhr begab ich mich aufs Polizeiamt, um zu sehen, ob die „Ordre“ zur Abreise schon gegeben sei. Ich lehrte aber ununterrichteter Sache wieder zurück. Da ich noch einige Einkäufe zu besorgen hatte, räumte ich nur ganz flüchtig meine Zimmer auf und begab mich dann ungefähr um 9 Uhr vormittags in Begleitung Esther in die Stadt. Welch' veränderten Anblick bot doch die große Handelsstadt am Mittelmeer! Man bemerkt nichts mehr von dem geschäftlichen Treiben des Alltags — nein — in den Straßen begegnet man einer lärmenden Menschenmenge, die einem Zuge

zukünftiger Soldaten zuzuschauen. Aus tausend und tausend Reihen ertönte die Marschallaise und die immer lauter werdenden Beifallsrufe des Volkes. Wir suchten möglichst unauffällig durch die Straße zu kommen. Unser Ziel war ein Storbwarengeschäft; dort wollte ich mir einen kleinen Reiseforb besorgen. Wir waren schnell einig, ich bezahlte die Summe und nun trennten sich unsere Wege. Wir nahmen stummen aber herzlichen Abschied, war mir Esther doch eine liebe Freundin geworden, während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Marseille. Den Weg, den wir gekommen, lief ich zurück, lange noch der lieben Gestalt nachschauend, bis sie endlich in der Menge verschwunden war. Atemlos kam ich in der rue Wulfran Puget an. Sofort packte ich meine Stiefeln ein und nun kam der Abschied. Schweren Herzens ging ich fort von den vier Kindern, für die ich doch 1 1/2 Jahre gesorgt hatte. Auch Madame verabschiedete sich recht herzlich, mit den besten Versicherungen auf baldiges Wiedersehen. Die Kinder begleiteten mich noch ein kleines Stück Wegs und dann ging's fort, so schnell mich meine Füße trugen. Aus Angst, das „Affiche“ zu versäumen, begab ich mich ins „Deutsche Mädchenheim“. Die Boulevards und Straßen, die ich überschritt, waren ruhig, bis ich in die rue Châteaueau Payan einlenkte. Vor dem Heim stand eine Menschenmenge, schreiend und lärmend, daß ich wirklich nicht mehr wußte, ob ich voransetzen oder die Flucht ergreifen sollte; endlich entschied ich mich fürs erstere. Auf einmal erblickte ich auf der Straße, auch aufs Heim zulenkend, Fräulein Knaisch; wie sich ungefähr ein Ertrinkender an den Balken anklammert, den ihm eine Woge entgegenreißt, so stürzte ich auf das Fräulein zu, das dann mit einigen energischen Worten Passage verschaffte. Wir traten in den Hof unter dem Hohn und Spott des Volkes. Auf dem Balkon des Hauses wurde soeben die französische Fahne gehißt, die das Volk vormittags ungestüm verlangt hatte. „Vive la France! A bas l'Allemagne, à bas Berlin!“ (Es lebe Frankreich! Nieder mit Deutschland, nieder mit Berlin!) So tönte es in wildem Geheul durcheinander. Die Aufmerksamkeit des Volkes, die beim Eintreten auf die Fahne gerichtet war, fiel alsbald auf uns. Wir wurden umringt vom Pöbel und als wir vergebens versucht hatten, durch eine Hintertüre ins Haus zu gelangen, mit faustgroßen Steinen beworfen. Scheiben, Lampen wurden zusammengeschlagen, kurz — alles was zerführbar war, fiel dem wutschnaubenden, hasserfüllten Pöbel zum Opfer. Als ich endlich wieder zwischen vier Mauern geborgen war, atmete ich erleichtert auf. Da fand ich noch 22 Weidensgefährtsinnen, denen ausgestandener Schreck in den Jügen zu lesen stand. Immer tobte das Volk draußen und suchte ins Haus einzudringen. Wir schwebten in Todesangst. Auf einmal gegen Mittag wurde Licht verlangt. Ein Geheimpolizist untersuchte das ganze Haus und zählte uns ab. Mittags schickte er uns einige Soldaten zur Bewachung und zum Schutz. Schweigsam und in gedrückter Stimmung nahmen wir unser einfaches Mittagmahl ein. Was der Keller noch an gutem Wein beherbergte wurde aufgetischt, damit er nicht den Franzosen als Beute zufalle. Den Nachmittag verbrachten wir meist betend und Gott beschützete uns stichtlich. Abends schickte man Verstärkung der Truppe, 50 Mann, denn die wenigen Soldaten waren nicht mehr insstande, die Foule (Menge) vom Hause abzuhalten. Bald nach dem Nachtmahl legten wir uns zur Ruhe. Wir empfahlen unsere Seele dem lieben Gott und jede legte sich angekleidet,

schweigend auf ihr Bett. An Schlaf war ja nicht zu denken. Das Schreien der Menge, vermischt mit dem Geklirre der Säbel und dem Gerassel der Gewehre machten einen unheimlichen Eindruck. Ganz deutlich konnten wir auch die Worte vernehmen: „Rentrez, tuez los!“ (Geht hinein, tötet sie!) Die Angst, die uns bewältigte, ist unbeschreiblich. Endlich gegen Morgen kam ein Platzregen und die Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, verließ sich. Nach und nach trat etwas Ruhe ein, ich zog mich aus und schlummerte für eine kurze Zeit ein.

(Schluß folgt.)

Wie die moderne Schlacht geleitet wird.

Generaleutnant z. D. Baron v. Ardenne gibt darüber näheren Aufschluß:

Die Führer der einzelnen großen Kampfgruppen — der Heere — und der oberste Führer erst recht, stehen weitaus von den Kampffronten. Bei Gravelotte hatte diese eine Ausdehnung von nur 15 Kilometern. Bei den großen Parallel- und Positionsschlachten des jetzigen Krieges hat die Front eines einzelnen Heeres die Breite bis zu 80 Kilometern, die österreichische Gesamtarmee in Polen und Galizien steht drei Wochen lang auf einer Front von annähernd 400 Kilometern. Friedrich der Große legte großen Wert auf die persönliche Erkundigung, das eigene „Sehen“. Erst nachher wuschen bei ihm die Entschlüsse der Schlachtleitung. Das ist jetzt anders. Der Feldherr muß auf die eigenen Eindrücke verzichten und sich auf die Meldungen der Augen und Ohren des Heeres verlassen, nämlich der Kavallerie-Offizierpatrouillen, der Kraftwagen, der Radfahrer, der Luftschiffe und Flugzeuge. Diese gehen in so bestemmender Anzahl ein, daß ihre Sugung durch einen sehr kalkblütigen, sehr urteilsfähigen, genialen Generalstabs-offizier nötig ist. Der Extrakt der Meldungen mit oder ohne Kommentar wird dann dem Feldherrn gegeben. Alle veripäten, durch die Ereignisse überholten Meldungen werden natürlich zunächst vereitigt, die unwahrscheinlichen nach ihrer Bedeutung erwogen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastet auf dem Chef des Stabes, der das Ergebnis der Berichte und Meldungen zur Beschlußfassung dem Feldherrn überreicht. Dann handelt es sich um Einsetzen der Reserven da oder dort, um Verschiebungen, Heranziehen von Abteilungen und dgl., kurz um Entschlüsse, die die Schlacht und vielleicht den Feldzug entscheiden können. Die Fassung derselben jetzt geistige und körperliche Ruhe voraus. Im einsamen Zimmer oder Zelt wird sie gesucht. Ein Tisch mit Karten — Markierfähnchen darauf — bildet die hauptsächlichste Ausrüstung. Jedes laute Gespräch oder gar Diskussion ist streng verpönt — in einem Nebengelass ist untergebracht die stille Annahme der Meldungen, die Abfertigung der Ueberbringer.

So bleibt der Feldherr den sinnverwirrenden Eindrücken der Schlacht entzogen. Seinen Führerwillen aber zu äußern, dazu gibt ihm die moderne Technik reichliche Mittel an die Hand. Ein umfangreiches Ferngespräch wird angelegt. In der Verteidigung schon für die Truppen von den Schützengraben mit den Unterstützungstruppen, den Reserven und den vorgelegten Dienststellen, und zwar telephonisch und telegraphisch. Die nötigen Drähte, in der Erde vergraben, werden oft in doppelter Leitung gelegt. Besondere Beobach-

tungsstationen auf hochgelegenen Punkten, Höhen, Kirchtürmen geben Gesamtbilder der taktischen Lage. Im Angriff wird die Optik (Scherenfernrohr) und die Photographie herangezogen durch Aufnahmen, die Patrouillen und Luftfahrzeuge von der feindlichen Stellung gewonnen haben. Eine neue Art ist die Telephotographie, eine Aufnahme aus weiter Ferne (mehrere Kilometer) die ganze Landschaft in ihren wissenschaftlichen Einzelheiten wiedergibt. In der Nacht durchleuchten Scheinwerfer und Leuchtflugeln, aus Pistolen gefasst, das Vorgelände mit plötzlicher Tageshelle. Die Flugzeuge bringen oft die überraschenden Meldungen, vor ihnen ist die verdeckteste Aufstellung nicht sicher. Vorläufig müssen Flugzeuge noch zu ihrem Hafen zurück, um ihre Meldungen abzugeben. Hat sie erst die Technik in den Stand gesetzt, unbeweglich über ihrem Beobachtungsposten zu bleiben, könnten sie drahtlos von oben telegraphieren, so werden sie für die Aufklärung bei Tage den weitestgehenden Anforderungen genügen.

Blutige Bilder.

Einzelne Bilder aus den so furchtbaren blutigen Kämpfen an der Yser zeichnet der englische Berichterstatter George Newick auf Grund von Schilderungen, die ihm Mitkämpfer gegeben. Diese Kämpfe erreichten ihren Höhepunkt, als die Verbündeten jene Ueberschwemmungen hervorriefen, die dann den Rückzug beider Heere von dieser Stelle herbeiführten. „Es war ein furchtbarer Anblick“, erzählte ein englischer Offizier, „als die Wasser in die Schanzgräben hineinfluteten, in denen sich die Deutschen festgesetzt hatten. Gerade zu dieser Zeit wurde das Feuer von der Flotte und von unseren Batterien verstärkt, und unsere Infanterie begann von neuem ihre Angriffe. Es war ein Chaos von Feuer und Wasser, ein wahrhafter Orkan des Schreckens und Entsetzens, in dem sich nun die Kämpfe abspielten. Das Wasser sprante sich vor den Häufen von Leichen und wurde schmutzig von dem aufspritzenden Schlamm, den die Granaten aufwühlten. Es sind mehr Granaten während der letzten Woche zwischen der See und Dymuiden geflogen“, sagte ein anderer Engländer, „als wohl während des ganzen übrigen Krieges abgefeuert wurden. Ich lag in einem Schützengraben, der von den Deutschen 15 mal während zweier Tage und einer Nacht im Sturm angegriffen wurde. Darnach war es einfach unmöglich, den Angriff zu wiederholen, da der Boden zu dicht mit toten Körpern überfüllt war. Sieben dieser Angriffe wurden während der Nacht gemacht, und während der ganzen Woche vollzog sich überhaupt das furchtbarste Ringen nach Einkrud der Dunkelheit.“ Lebendige Schilderungen von diesen unaufhörlichen Nachtangriffen gaben belgische und französische Offiziere. Die Szenen in der Dunkelheit (von den Scheinwerfern grell durchleuchtet), überrufen alle andere an unheimlicher Grausamkeit. Die Granaten und Kugeln pfeifen und sausen durch die Nacht; in den Gräben feuern die Leute in das finstere Meer hinein; die Deutschen stürmen zum Angriff vor, ohne einen Meter weit sehen zu können. Dann flammen die Scheinwerfer auf mit ihrem fahlen Glanz und enthüllen die ankommenden Feinde. Ein Schauer von Blei ein Regen von Schrapnell ergießt sich auf sie in starkem Daz. Sie sinken und fallen; weiter braust der Sturm, und die Gestalten, die sich in dem ungeheuren Rahmen der Nacht so jäh und so arf abheben, erscheinen in der starren, blendenden Beleuchtung der Scheinwerfer wie Gespenster. Nicht minder unheimlich sind die Angriffe beim Mondlicht, das im ungewissen Wämmer die Dinge nur ahnen läßt. „Eines Nachts“, so erzählte ein verwundeter Belgier, „waren die Deutschen auch wieder in lautlosem Schweigen herangekommen; aus den Gräben sprangen sie auf gegen uns; dann waren wir in schwerem Kampf, als plötzlich der Mond hervortrat und das Feld vor uns erhellte. Da entdeckten wir eine feindliche Batterie, die uns furchtbaren Schaden getan — es waren einige von jenen mächtigen österreichischen Haubitzen — und nun wußten wir, woher der unsichtbare Tod gekommen war. Da konnten auch unsere Kanonen ihr Wörtlein reden. Aber nicht immer hilft der Mond.

Gerade in diesen Nachtgefechten ist um jeden Zoll Boden mit der höchsten Anstrengung und den größten Verlusten gekämpft worden.“

Die Wirkung des Schrapnell-Feuers auf die Nerven.

Der Arzt hinter der Front bekommt zuweilen vom Schlachtfelde Erkrankte zur Behandlung, in denen er bei der gründlichsten Untersuchung auch nicht die geringste körperliche Verletzung auffinden kann. Dennoch sind diese Leute wirklich krank; sie zeigen die seltsamsten Erscheinungen: Bewußtlosigkeit, Geh- und Sehstörungen, mangelnde Empfindlichkeit, Herzerkrankungen usw. Eine Reihe solcher „Schrapnell-Neurosen“ und ähnliche Erscheinungen hat jüngst D. Marburg bei den iriegsschirurgischen Demonstrationen in der 1. chirurgischen Universitätsklinik in Wien vorführen können, wie die „Klinisch-therapeutische Wochenschrift“ berichtet.

Der erste Fall betraf einen Mann, der sich am 31. August bei Komarow seine Erkrankung zuzog: eine Granate plagte neben ihm, erschoss seinen Mantel, ließ ihn selbst aber unverletzt. Zwei Stunden lang blieb er ohne Bewußtsein; als er wieder zu sich kam, hatte er am ganzen Körper, besonders rechts, Schmerzen, und in der Folge stellten sich auf der rechten Körperseite Schwäche und verminderte Schmerzempfindlichkeit ein; außerdem traten Störungen einzelner Augenreflexe und Pulsbeschleunigung ein, kurz es waren eine Reihe Erscheinungen vorhanden, wie hysterische sie zeigen.

Ein zweiter Fall, den Marburg vorführen konnte, war dem ersten sehr ähnlich! Auch hier handelte es sich nicht um eine Verletzung sondern dem Erkrankten waren nur Erdklumpen auf die Magengrube gefallen, die ein Schrapnell emporgeschleudert hatte. Auch bei diesem Kranken waren die meisten Erscheinungen einseitig; überdies war das Schluckvermögen geschwunden.

Besonders merkwürdig war der Fall eines Arztes, der mit dem Verbinden eines Soldaten auf dem Verbandplatze beschäftigt war, als in seiner nächsten Nähe ein Schrapnell plagte. Der Arzt wurde nicht verletzt, verlor aber das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, wollte er den begonnenen Verband fortsetzen. Als er nun ersuhr, daß der verletzte Soldat durch das Schrapnell getötet wurde, verfiel er in adermächtige Bewußtlosigkeit, aus der er mit rechtsseitiger Lähmung erwachte. Er mußte nach Wien gebracht werden, und als Marburg, in dessen Behandlung er kam, ihm nach genauester Untersuchung die Versicherung gab, daß keinerlei organische Erkrankung vorliege, und das Gehörvermögen unbedingt vorhanden sei, konnte er tatsächlich einige Schritte machen.

Wieder ein anderer Fall zeigt eine merkwürdige Sehstörung: In einer Schlacht lief ein Soldat geradeaus ins feindliche Lager. Seine Kameraden hielten ihn zurück, und die Untersuchung ergab, daß er vollkommen starblind war oder sich wie ein Starblinder verhielt, ohne daß irgend eine organische Erkrankung vorausgegangen oder vorhanden wäre.

In allen diesen Fällen handelt es sich augenscheinlich um psychische Erkrankungen; der überwältigende Eindruck der Schlacht, das Explodieren der Geschosse und andere Einzelheiten rufen die merkwürdigen Krankheitserscheinungen hervor. Nervös belastete Leute — um solche handelt es sich bei den Fällen Marburgs — sind den Anforderungen, die die Schlacht an Gehirn und Nerven stellt, nicht gewachsen. Meistens können diese Erkrankungen geheilt werden. Marburg meint, dies geschehe am besten durch liebevolle und überzeugende Ueberredung; auch suggestive Anwendung von Massage und Elektrizität ist zuweilen von Erfolg gekrönt.

Das Schrapnell, benannt nach dem Erfinder, ist ein mit Pulver und Bleikugeln gefüllter Stahlschinder, welcher nach dem Abschließen erst in der Luft explodiert.

Kriegsbilder.

Die „Times“ veröffentlicht einen Artikel, der deutlich zeigt, wie außerordentlich schwierig die Verproviantierung der englisch-indischen Truppen auf dem westlichen Kriegsschau-

plage ist. Die Gurkhas, die Rajpouts und andere Hindus essen Ziegen- und Lammfleisch nur, wenn das Tier in der vorgeschriebenen Weise geschlachtet worden ist. Die Mischeu, den die strenggläubigen Hindus vor Rindfleisch fühlen, ist so stark, daß manche beim Anblick des Rindfleisches sich erbrechen. Das Vorurteil ist so tief eingewurzelt, daß Mohammedaner, die von den bekehrten Hindus abstammen, sich dennoch nicht an den Geschmack gewöhnen können. Glücklicherweise noch genannt werden, daß Schweinefleisch, das bei den Mohammedanern Abscheu hervorruft, wenigstens von den Hindus noch angenommen wird. Die größte Schwierigkeit liegt aber nicht nur in der Art des Fleisches, sondern im Schlachten und Kochen. Dem Sikh-Dorfbewohner graut es vor Lammfleisch, das er durch den mohammedanischen Schlächter zubereiten sieht, der dem Tier den Hals durchschneidet, genau so, wie sich der Mohammedaner vor Lammfleisch ekelt, das ein Sikh mit einem Säbitt in den Nacken getötet hat. Die indischen Truppen in Frankreich essen wohl, konserviertes Lammfleisch, aber zum größten Teil müssen die Schafe und Ziegen lebend mit der Eisenbahn nach dem äußersten Punkt hingeführt und dort genau nach dem Ritus der mohammedanischen Sikhs oder Hindus geschlachtet werden. Mit der Marke, daß das Fleisch „rein“ sei, werden die geschlachteten Tiere dann nach den verschiedenen Punkten der Schlachtlinie geschickt. An der Front selbst wird nicht geschlachtet; denn schon die Nähe eines mohammedanischen Schlachthauses würden den Hindu verunreinigen. Als Getränk wird den indischen Truppen Rum gereicht; die Mohammedaner, die keinen Alkohol trinken dürfen, erhalten dafür Tee und Zucker. Ferner bekommt jeder Jnder in der Woche zwei Päckchen Zigaretten.

Ueber den
Krieg
bringt ausführliche
Berichte
aus der Feder ihres Spezialberichterstatters Mittelmeisters
Baron Heden
die Wiener Oesterreichische
Volks-Zeitung
(80. Jahrgang).
mit hochinteressanter, illustrierter
Familien-Unterhaltungs-Beilage.
Sonntags Gesamtauflage beider Ausgaben
200,000 Expl.
Diese älteste und hochgeschätzte, politische Tageszeitung Wiens bringt viele
wichtige Neuigkeiten,
2 hochinteressante Romane, gebiegene polit. Aufsätze, Erzählungen, Humoresken, Preisrätsel, Artikel über Länder- und Völkerkunde, Romane, Schach- und Kinder-Zeitung, vollständige Ziehungslisten der Massenlotterie und aller anderen Lose, Saatenstands-, Waren- und Börsenberichte etc.
Interessanten und gebiegene Stoff enthalten auch die Spezialrubriken: **Gesundheitspflege, Frauen-Zeitung, Land- u. forstwirtschaftliche u. pädagogische Rundschau.**
Die Bezugspreise betragen: für Wien mit Zustellung ins Haus monatlich Kr. 2.20, vierteljährlich Kr. 6.60, für tägliche Post-Zustellung (mit Beilagen) im Inland und auch für die Feldpost monatlich Kr. 2.70, vierteljährlich Kr. 7.90, halbjährlich Kr. 15.80, für zweimal wöchentliche Zustellung der Samstag- und Donnerstag-Ausgaben (mit Roman- und Familien-Beilagen [in Buchform], ausführlicher Wochenschau etc., vierteljährlich Kr. 2.90, halbjährlich Kr. 5.60, ganzjährig Kr. 11.—, für wöchentliche Zustellung der reichhaltigen Samstag-Ausgabe (mit Roman- und Familien-Beilagen [in Buchform], ausführlicher Wochenschau etc.), vierteljährlich Kr. 1.90, halbjährlich Kr. 3.65, ganzjährig Kr. 7.15.
Abonnements auf die tägliche Ausgabe können jederzeit beginnen, auf die Wochen-Ausgaben nur vom Anfang eines (beliebigen) Monats an.
Probenummern gratis.
Die Verwaltung der
„Oesterr. Volks-Zeitung“, Wien, I.,
Schulerstraße 16